

KINDLER



Fig. 1.

# DER MANN, DER DIE WELT ORDNETE

Roman

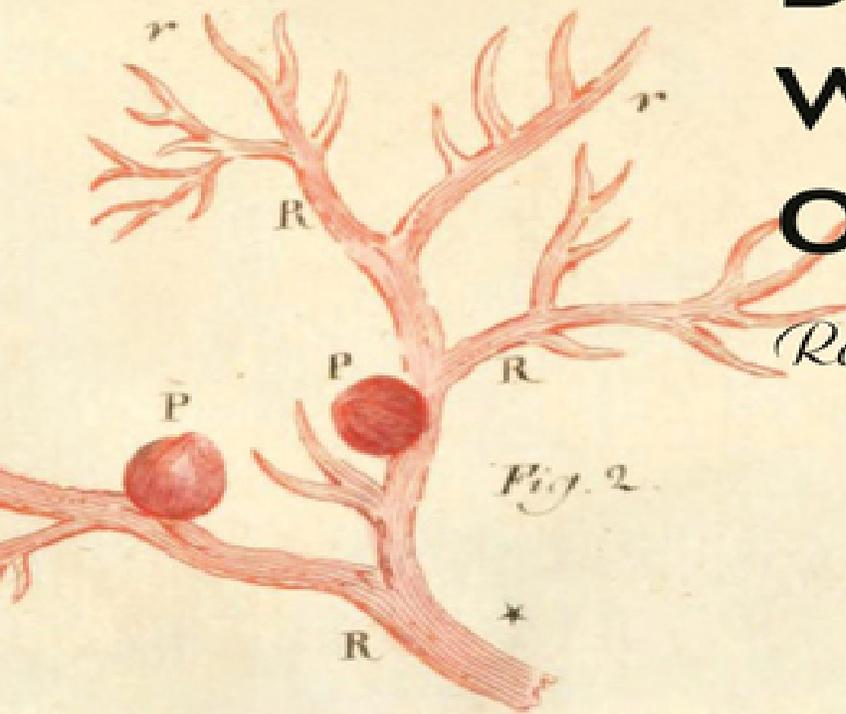


Fig. 2.

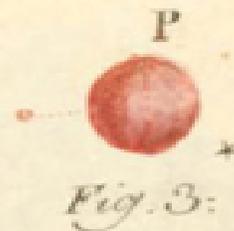


Fig. 3.

AXEL S. MEYER



**Axel S. Meyer**

**Der Mann, der die Welt  
ordnete**

*Roman*

## Über dieses Buch

Von Leidenschaft, Ehrgeiz und Besessenheit getrieben ringen zwei Forscher in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts um Anerkennung. Carl von Linné will Gottes Schöpfung, die Flora und Fauna, nach einem von ihm entwickelten System ordnen und zum berühmtesten Botaniker aller Zeiten werden. Zunächst wird der Schwede verkannt, publiziert aber schließlich bahnbrechende Schriften und unternimmt abenteuerliche Forschungsreisen. Erbittert bekämpft wird er dabei von dem deutschen Arzt Johann Georg Siegesbeck. Der Wissenschaftler hat sich einen bescheidenen Namen gemacht und verfasst selbst botanische Schriften. Schriften, die hinfällig werden, sollte sich Linnés Sexualesystem zur Pflanzenbestimmung durchsetzen – in Siegesbecks Augen nichts als Ketzerei ...

Ein farbenprächtig erzählter Roman über die Fehde zweier Botaniker, von der heute kaum etwas bekannt ist. Nur die *Siegesbeckia orientalis* zeugt noch davon: ein unansehnliches Unkraut, das Linné nach seinem Widersacher benannte.

## Vita

Axel S. Meyer, 1968 in Braunschweig geboren, studierte Germanistik und Geschichte. Heute lebt er in Rostock, wo er als Reporter und Redakteur der «Ostsee-Zeitung» tätig ist. Den deutschen Lesern ist er bereits durch seine erfolgreiche Romanreihe um den Wikinger Hakon bekannt.

*Im Gedenken an Elfriede Zimmermann, die ihre Blumen liebte.*

Wenn ein Baum seine größte Höhe erreicht hat,  
dann muss er fallen;  
was auch immer seine höchste Vollendung erreicht,  
stürzt von da ab sogleich seinem Ende zu.

Carl von Linné

# Prolog

*Uppsala, 23. Mai 1753*

**W**enige Stunden bevor das Monster mein Lebenswerk zerstören wird, erwache ich mit Kopfschmerzen. Ich liege in meinem Arbeitszimmer auf dem Bett, in dem ich schlafe, wenn ich bis tief in die Nacht arbeite, und das kommt häufig vor. Viel zu häufig. Vor dem Fenster graut der Morgen. Vermutlich habe ich nicht mehr als zwei Stunden geschlafen.

Mir fällt ein, dass heute mein Geburtstag ist. Vor sechsundvierzig Jahren erblickte ich in Råshult am Möckelnsee das Licht der Welt. Warum man diesen Tag feiert, habe ich nie verstanden. Was hat man denn dafür getan? Das waren doch andere, vor allem die Mutter; der Vater trinkt Schnaps und steht dumm daneben, wenn er noch stehen kann.

Während ich still im Bett liege, warte ich darauf, dass das hämmernde Pochen in meinem Schädel nachlässt. In der sich erwärmenden Morgenluft höre ich, wie unter dem Dach die Holzbalken knacken. Ich höre die Geräusche trampelnder Füße unten im Haus. Die Kinder quengeln. Sara schimpft mit ihnen,

schon am frühen Morgen schimpft sie, ihre Stimme klingt schrill, sehr schrill.

Nach einer Weile stehe ich auf und ziehe den Vorhang am Fenster zur Seite. Dünnes Sonnenlicht fällt auf meinen Schreibtisch, auf dem die Stapel mit den Papierbögen liegen, zusammen mit den Manuskripten und meinem neuen Werk, das ich vor wenigen Tagen veröffentlicht habe. Es ist mein Meisterwerk, und es wird – bei aller Bescheidenheit – meine bisherigen Arbeiten in den Schatten stellen und nicht weniger als den Beginn einer neuen Epoche für die Naturwissenschaften markieren. Viele hassen mich dafür. Sie nennen mich einen Aufschneider, einen Unruhestifter, einen Förderer der Hurerei. Über Letzteres müsste ich am lautesten lachen, wenn es nicht so traurig und närrisch wäre. Die Männer, die mich bekämpfen und verachten, klammern sich ans Althergebrachte wie Ertrinkende im weiten Meer an die Außenplanken eines überfüllten Rettungsboots; doch sie finden keinen Platz in dem Boot und ersaufen.

Über der Schüssel schöpfe ich mir kaltes Wasser ins Gesicht. Dann ziehe ich meine Lappentracht an, die ich mir einst für meine große Reise gekauft habe: den Mantel aus Rentierleder, den runden Hut, die Lederstiefel, den Gürtel mit Taschen und den Geräten. In diesem Aufzug schleiche ich die Treppe hinunter und werfe im Erdgeschoss einen Blick in die Küche. Am Tisch sitzen meine fünf Kinder, zwischen zwei und zwölf Jahre sind sie alt. Sie bemerken mich nicht. Auch Sara nicht. Sie ist ganz grau im Gesicht und klatscht den Kindern Haferbrei in

die Schüsseln. Und ich ahne, dass ihre Laune noch schlechter wird, wenn sie nachher feststellt, dass ich wieder meinen Geburtstag schwänze, weil ich nur an mein blödes Unkraut denke, wie sie es nennt. Manchmal tut sie mir wirklich leid, denn ich kann nur wenig Zeit für Sara opfern, für die Kinder auch, ja natürlich, auch für die Kinder.

Aber muss nicht jeder mit Leib und Seele dem Weg folgen, der ihm vorbestimmt ist?

An diesem Morgen führt mich mein Weg durch die Hintertür aus unserem Wohnhaus. Ich schließe die Tür und atme. Atme die frische Luft. Rieche den Duft der taufeuchten Erde und der Blumen, die am frühen Morgen ihre Blüten öffnen, als hätten sie damit auf mich gewartet. Ich atme und atme und beginne, ich zu sein, beginne zu leben, und ich spüre, wie die Kopfschmerzen allmählich nachlassen.

Wie ein Dieb ducke ich mich unter dem Küchenfenster vorbei, was mir ziemlich albern erscheint, aber ich sehe keine andere Möglichkeit, unbemerkt zu verschwinden.

Dann laufe ich über den geharkten Kiesweg durch den Botanischen Garten. Beim Tor werde ich langsamer und richte mich zur vollen Größe auf, die leider nicht viel hergibt, körperlich zumindest nicht. Vor dem Tor erwarten mich ein paar Dutzend Leute. Sie sehen mich kommen, rufen meinen Namen, und als ich bei ihnen bin, befühlen sie meinen Rentiermantel und loben meine Lappentracht. Immer mehr Leute stoßen aus der Stadt dazu. Studenten, Professoren,

Bürger, auch Adlige sind darunter. An die zweihundert Menschen haben sich schließlich um mich herum versammelt.

Die Kopfschmerzen sind jetzt nur noch ein schwaches Echo, das verhallt wie das Geräusch eines Steins, der ins Tal hinunterrollt. Als ich das Kommando zum Aufbruch gebe, ist mein Kopf kristallklar. Ich schreite vorweg, und die Teilnehmer der Exkursion folgen mir. Jemand stößt in ein Waldhorn. Über uns flattern die blaugelben Fahnen. Eine Pauke wird geschlagen, und der Takt zwingt unsere Schritte in einen militärischen Marsch.

«Vivat», rufen die Leute. «Vivat Linnaeus – er lebe hoch!»

Ich kann nicht sagen, dass mir der Trubel um meine Person unangenehm wäre. Meine Brust weitet sich, mein Kinn hebt sich, und so ziehen wir unseres Weges und lassen die Stadt Uppsala hinter uns. Mauern, Dächer und der Kirchturm verschwinden hinter den Hügeln. Auf den Äckern sprießt Getreide, an Buchen, Eichen und Birken entfaltet sich Blattgrün. Das Gras auf den Wiesen ist saftig und durchsetzt von den farbigen Tupfern frischer Blüten. Lerchen trillern, Spatzen tschilpen. In den Bächen laichen Fische. In der Luft tanzen Mücken zu Tausenden, flattern Fuchsfalter, summen Bienen; Mistkäfer rollen Pferdedung. Es ist Mai, und Gottes Kraft lässt die Natur explodieren. Auch ich bin ein Maikind.

An einem Waldstück, in dem die Bäume dicht und dunkel stehen, lasse ich Halt machen. Ich ahne nicht, dass mir das Monster schon sehr nah gekommen ist. Man verteilt Botanisiertrommeln, längliche Büchsen mit Schulterriemen für

die gesammelten Pflanzen. Damit schicke ich die Leute zum Botanisieren fort und bin gleich darauf mit mir allein.

Ich muss daran denken, wie die Kinder vielleicht genau in diesem Moment in mein Arbeitszimmer schleichen. Wie sie feststellen, dass ich nicht im Bett liege. Wie die Kleinsten zu weinen beginnen. Trotz ihrer Geheimhaltung ist mir nicht entgangen, welche Mühe sie sich mit ihrem Geschenk gemacht haben, die Spuren der Verwüstung im Garten waren nicht zu übersehen.

Und wie wird Sara reagieren? Oh, ich kann mir ihr Gesicht gut vorstellen. Es ist geballt wie eine Faust, die zum Schlag ausholt. Das ist ihr Gesichtsausdruck, der mich häufig verfolgt, seit ich damals nach Schweden heimkehrte.

Die ersten Pflanzensammler kommen aus dem Wald zurückgelaufen. Sie zeigen mir ihre Fundstücke, fragen, wie dieses und jenes heißt. Ich nenne Pflanzennamen, doziere über Wuchsformen von Pflanzenstielen, erzähle von Blättern, Blüten und Wurzelgeflecht.

«Die Lichtnelke *Lychnis*», erkläre ich anhand eines Pflanzenfonds, «liegt wie tot am Boden, bis die Blüte naht und sich entfaltet wie eine junge Frau. Sie hebt sich, richtet sich auf, zeigt sich, und der Wind bestreicht die Blüten, und der Blütenstaub wird in die Höhe geblasen. Einst sah ich eine *Lychnis* im dreckigen Staub der Bergwerksstadt Falun blühen. Und verblühen. Wenn ihre Blüten vergehen und abfallen, legt die *Lychnis* sich wieder nieder, sie vertrocknet und wird gram und grau, so wie eine Frau nach der Blüte ihrer Jahre.»

Die Leute lachen, sogar die Frauen. Ein Student reicht mir ein Ästchen mit lanzettförmigen Blättern. Das sei der Echte Seidelbast, den ich mit dem lateinischen Namen *Daphne mezereum* beschrieben habe, erkläre ich. Vor langer Zeit sei die Bergnymphe Daphne von ihrem Vater, dem Flussgott Peneios, in einen Lorbeerbaum verwandelt worden, damit Daphnes liebester Verehrer Apoll, der Sohn des Zeus, sie nicht finden konnte. Und weil die Laubblätter des Seidelbasts denen des Lorbeers ähneln, hätte ich der Pflanze Daphnes Namen gegeben.

Als ich an dem Zweig eine vertrocknete Beere entdecke, rufe ich überrascht: «Seht nur! Hier hängt zufällig noch eine Beere aus dem Vorjahr. Aber Vorsicht: Daphnes Früchte sind sehr giftig. Sie brennen schrecklich im Hals. Mit Wasser allein ist ein solches Feuer nicht zu löschen.»

Ich rupfe die Beere ab, verstecke sie in meiner Faust, ohne dass es jemand sieht, und tue so, als würde ich mir die Beere in den Mund stecken. Und dann – um dem Schauspiel das nötige Drama zu verleihen – reiße ich die Augen auf. Ich ächze, wüрге und stöhne, als erleide ich qualvollste Schmerzen. «Das einzig wirksame Gegenmittel ist Branntwein», keuche ich. «Hat denn niemand einen Schluck Branntwein dabei?»

Ein Mann reicht mir eine Trinkflasche. Ich nehme einen Schluck, und einen zweiten, und, man weiß ja nie, noch einen dritten. Dann, auf wundersame Weise genesen, zeige ich die Beere vor. «Wie schnell man doch zu einem guten Tropfen kommt.»

Die Leute lachen und klatschen Applaus, auch der Mann, dessen Branntwein ich mir erschwindelt habe.

Nach dieser Vorstellung will ich die Exkursion gerade für beendet erklären, als wie aus dem Nichts ein Mann vor mir auftaucht. Er scheint sehr alt zu sein und ist wie ich nicht besonders groß. Er sieht krank aus, blass, und sein Gesicht ist verdorrt wie eine getrocknete Pflaume. Kopf und Schultern hält er leicht vorgebeugt wie unter einer niederdrückenden Last. Er trägt keine Perücke, das graue Haar steht ihm ungekämmt vom Kopf ab. Unter halb geschlossenen Lidern stiert er mich an, trotzdem kann ich seine Augen sehen, scharfe, durchdringende Augen, die leuchten wie die blauen Blüten des Vergissmeinnichts. Mir ist, als spieße er mich mit seinem Blick auf, als sehe er tief in mich hinein, mit seinem wilden, feindseligen Blick.

Ich habe diesen Mann nie zuvor gesehen, weder in Uppsala noch anderswo. Glaube ich. Oder täusche ich mich? Aus einem unerfindlichen Grund drängt sich mir das Gefühl auf, ihn doch zu kennen. Aber woher nur?

Er greift unter seinen Mantel und holt eine Botanisiertrommel hervor, die er mir hinhält, ohne ein Wort zu sagen. Ein unangenehmes Kribbeln durchfährt mich. Ich weiß nicht warum, aber ich will diese Büchse nicht von ihm haben. Die anderen Leute stehen im Kreis um uns herum und warten ab, was geschieht. Nach kurzem Zögern überwinde ich mich und nehme ihm die Trommel ab, öffne sie und greife hinein, vorsichtig und behutsam, als könne darin etwas sein, das nur

darauf wartet, in meine Finger zu beißen. Als ich den Fremden erneut anblicke, sehe ich, wie er den Mund zu einem hämischen Grinsen verzieht. In der Trommel ist etwas, das sich wie eine Pflanze anfühlt. Ich ziehe es heraus und halte ein vertrocknetes, krautiges Gewächs mit eigenartig geformten, schwefelgelben Blüten in der Hand.

Ich erkenne die Pflanze sofort und zucke zurück, als hätte ich mir daran die Finger verbrannt. Die Pflanze fällt zu Boden, und als ich wieder aufschau, sehe ich, wie der Fremde in der Menschenmenge abtaucht, nur sein Kopf mit dem wirren Haar ist noch zu erkennen, dann ist der Mann verschwunden.

Ein Student hebt die Pflanze auf, betrachtet sie und sagt: «Sie gleicht in Wuchs und Blattform dem Leinkraut *Linaria*. Solche Blüten habe ich aber noch nie gesehen.»

Ich beginne zu schwitzen und wische mir mit der Hand über die feuchte Stirn. Die Kopfschmerzen sind zurück, schlimmer als am Morgen. «Stecke er das Ding in die Botanisiertrommel», herrsche ich den Studenten an. Meine scharfe Stimme verunsichert ihn, sodass er umgehend gehorcht, und ich drücke den Deckel fest zu.

«Diese Pflanze gibt es nicht», flüstere ich mit heiserer Stimme. «Sie hat nie existiert, und sie wird nie existieren. So etwas Ungeheuerliches hat Gott in seinem Schöpfungsplan nicht vorgesehen. Diese Pflanze ist – ein Monster!»

Und damit beginne ich zu fallen und stürze meinem Ende entgegen.

1.

# Zwanzig Männer im Bett mit einer Frau

*Sankt Petersburg, 1736*

**D**er verhängnisvolle Brief aus Holland erreichte den deutschen Botaniker Johann Georg Siegesbeck in Sankt Petersburg zu einem ungünstigen Zeitpunkt. Er war spät dran, und im Gewächshaus des Botanischen Gartens auf der Apothekerinsel warteten die Studenten auf seine Vorlesung. Dennoch erlag Siegesbeck der Neugier. Er öffnete den Umschlag. Darin steckten ein kurzes Anschreiben und eine dünne gebundene Schrift.

Obwohl die Zeit ihn drängte, las er das Anschreiben: Ein ihm unbekannter schwedischer Naturforscher, der mit den Initialen C.L. unterzeichnete, bat um die Zusendung von Samen des seltenen Nordischen Drachenkopfs *Dracocephalum ruyschiana* aus Sibirien. Als kleines Dankeschön im Voraus erlaube er sich, seine bescheidene Schrift dem lieben und höchstgeschätzten J.G. Siegesbeck zu überreichen.

Siegesbeck fühlte sich geschmeichelt. Er schubste die Katze, die auf seinem Schoß schlief, hinunter und blätterte durch die Seiten der Schrift, die viele Tabellen enthielt, bis er an einer Stelle hängen blieb. Er stutzte, las genauer, und kaum hatte er das, was dort geschrieben stand, zu Ende gelesen, vergaß er die Studenten. Er vergaß die Vorlesung. Er vergaß alles um sich herum.

Er las die Abhandlung ein zweites und drittes Mal. Dann hob er den Blick, seine Hände zitterten, er starrte wie erschlagen ins Nirgendwo.

Der Impuls, etwas kaputt zu machen, war übermächtig. Siegesbeck stürzte aus seiner Kammer im Verwaltungsgebäude und lief die Treppe hinunter. Beinahe stolperte er über die Katze, als sie ihm zwischen die Beine sprang. Er fing sich und rannte über den Hof zum Gewächshaus, in dem die Studenten auf ihn warteten. Beim Brennholzhaufen riss er die Axt aus dem Hackklotz und knallte ein Holzstück auf den Klotz. Er packte die Axt mit beiden Händen und hob sie hoch über den Kopf.

Schweiß tropfte von seiner Stirn. In der Maserung der Rinde des Holzstücks erkannte er die verzerrten Strukturen eines Gesichts – ein ihn, Siegesbeck, auslachendes schwedisches Naturforschergesicht.

Der Student Uchitsya sah durch die Glasscheiben des Gewächshauses den deutschen Professor am Hackklotz stehen. Seit einer halben Stunde warteten Uchitsya und seine

Kommilitonen auf den Botaniker und eine seiner quälend langweiligen Vorlesungen.

Uchitsya trat auf den Hof und rief dem kleinwüchsigen Mann mit dem grauen Haar und der Axt in den Händen zu, jetzt sei vielleicht nicht der richtige Moment zum Holzhacken. Ob er nicht endlich mit der Vorlesung beginnen wolle?

Siegesbeck hörte nichts. Er sah nur das Gesicht auf dem Holzstück. Seine Arme bebten vor Wut. Dann holte er aus und hackte auf den Schweden ein, dass die Späne nur so herumwirbelten.

Student Uchitsya zog den Kopf ein, und als der Professor im Takt der Axthiebe zu brüllen anfang, bekam es Uchitsya mit der Angst. Er floh ins Gewächshaus. Alle Studenten waren aufgesprungen und drückten ihre Nasen an den Scheiben platt.

«Was ist in den Deutschen gefahren?», fragte der Student Sopli.

Ein wenig merkwürdig war ihnen der Deutsche gleich vorgekommen, als er im Sommer zunächst im Sankt Petersburger Seehospital in den Dienst trat und dann zum Verwalter des Botanischen Gartens ernannt wurde. Dass er offensichtlich vollkommen irrsinnig war, überraschte sie aber doch. Oder waren alle Deutschen so jähzornig?

«Was schreit der überhaupt in seiner komischen Sprache», fragte Sopli.

Uchitsya war der deutschen Sprache durchaus mächtig. Das glaubte er zumindest. Als er die herausgeschrienen Worte ins Russische übersetzte, war er sich dessen aber nicht mehr so

sicher und ließ die anderen Studenten am Ergebnis seiner Translation teilhaben: «Zwanzig! Männer! Im Bett! Mit einer Frau!»

Die anderen blickten ihn irritiert an. Zwanzig Männer im Bett mit einer Frau? Das ergab doch keinen Sinn. Wo blieb denn da der Spaß? Und was hatte ein solches Aufkommen im Bett mit Holzhacken zu tun?

Darauf wusste Uchitsya keine Antwort. Nein, einen Sinn ergab das nicht. Und schon gar keinen Sinn ergab das aus dem Mund eines rasenden teutonischen Botanikers, der bislang vor allem dadurch aufgefallen war, dass er gängige wissenschaftliche Theorien anzweifelte.

Draußen hackte und brüllte der Deutsche: «Zwanzig! Männer! Im Bett! Mit einer Frau!»

Drinnen im Gewächshaus dachte Uchitsya, dass die deutsche Sprache wohl doch nichts für ihn sei. Er beschloss, sich künftig dem Studium logischerer Fremdsprachen zu widmen. Dem Finnischen vielleicht. Oder gleich dem Chinesischen?

Auf dem Hof keuchte Siegesbeck vor Anstrengung in den Spänen seines Gemetzels. Er warf die Axt weg und rief in Richtung der plattgedrückten Nasen hinter den Glasscheiben, die Vorlesung werde auf den Nachmittag verschoben. Und dass sich bloß niemand erlaube, sie zu schwänzen.

Er hielt die Atemluft einige Sekunden in der Lunge zurück, bevor er zischend ausatmete und zurück in seine Kammer im

Verwaltungsgebäude stapfte. Die Schrift lag auf dem Tisch, wo er sie hatte fallen lassen wie eine heiße Tartuffel.

Siegesbeck sank vor dem Tisch auf die Knie.

Er presste die Handballen gegen seine Schläfen, zwischen denen es schwankte und polterte wie im Bug eines Schiffs auf sturmwogender See. Wie ein Gewitter waren die Worte des Schweden über ihn gekommen und hatten in Siegesbeck ein Unwetter entfesselt. Er musste die Kontrolle über seine Gedanken zurückerlangen.

Da schwang sich also ein Möchtegernwissenschaftler auf, der Welt die Botanik nicht nur neu zu erklären, sondern ihr ein System aufzudrängen, mit dem alle althergebrachten und bewährten Methoden über den Haufen geworfen werden sollten. Es war ein verabscheuungswürdiges Sexualesystem, mit dem der Schwede alle Pflanzen klassifizieren wollte – und zwar anhand ihrer Fortpflanzungsorgane.

Siegesbeck schauderte. Der schwedische Scharlatan erdreistete sich, menschliche Genitalien mit pflanzlichen Organen zu vergleichen! Und dafür fand er sogar noch Gehör! Offensichtlich war man ihm in Holland auf den Leim gegangen und hatte die von sexuellen Abartigkeiten bestimmten Theorien tatsächlich gedruckt. Zugleich verweigerte man ihm, dem braven und gottesfürchtigen Johann Georg Siegesbeck, in Sankt Petersburg den Druck seiner wissenschaftlichen Schriften, etwa über diesen Blender Kopernikus.

Siegesbeck war felsenfest davon überzeugt, dass die Voraussetzungen für jede Wissenschaft Tugendhaftigkeit,

Wahrhaftigkeit und Gottesfurcht sein mussten. Was der Schwede aber abgeliefert hatte, war Gotteslästerung; es war ein einzig und allein auf fragwürdigen Ruhm bedachtes Getöse.

Er schüttelte sich angewidert. Wie Pech klebten die unzüchtigen Worte des Schweden an ihm, und Siegesbeck wusste, dass er dieses Pech nicht mehr loswerden würde, wenn er nicht zur Tat schritt, um dem schändlichen Tun dieses Hochstaplers Einhalt zu gebieten.

Mit gefalteten Händen hob er den Blick zur Zimmerdecke und begann zu beten, um Gottes Zorn für die Ungläubigen zu erflehen. Von solchen Gebeten hatte er Dutzende auswendig gelernt, nachdem seine Frau damals ums Leben gekommen war und er selbst in seiner Trauer beinahe den Lebensmut verloren hatte. Doch es war Gott gewesen, der ihn vor dem Untergang bewahrt hatte, und der ihm den Weg zurück ins Leben gezeigt hatte nach dem schmerzhaften Verlust des einzigen Menschen, den er geliebt hatte. Dafür war er dem Herrn zu ewigem Dank verpflichtet und würde alles in seiner Macht Stehende tun, um Gottes Namen rein zu halten. Und die Schrift des Schweden war Blasphemie. Sie war der Schmutz, mit dem ein Sünder Gottes Namen besudelte.

Siegesbeck überwand Ekel und Abscheu und senkte den Blick auf das Deckblatt der Schrift.

*Systema Naturae* stand darauf. Und der Name des Verfassers. Das System der Natur. Von Carolus Linnaeus.

2.

## Der Blumist

*Råshult und Stenbrohult, 1707–1714*

**C**arl Linnaeus wurde in der Nacht des 23. Mai 1707 geboren. Während er sich in einer Hütte im Dörfchen Råshult aufmachte, den Bauch seiner Mutter zu verlassen, irrte sein Vater Nils Linnaeus draußen durch den Garten.

Nils war ein gottesfürchtiger, in Glaubens- und Erziehungsfragen strenger Mann, der aber durchaus in der Lage war, innige Gefühle zu entwickeln. Seine Frau hatte er beispielsweise fast so lieb wie seinen Garten. Obwohl in der stockdunklen Nacht nicht viel von der Natur zu sehen war, begann es doch in diesen Frühlingstagen überall zu sprießen, zu blühen und zu duften. Auch die Knollen aus der Neuen Welt steckten schon ihre grünen Triebe aus der Erde.

In dieser Nacht, in den Stunden nervenstrapazierenden Wartens, riss Nils Äste von Büschen, trampelte durch Beete und stapfte über Trollblumen, Nelken und Primeln. Er trat gegen den Stamm der alten Linde und verstauchte sich den Fuß. Da kündigte ein Schrei seiner Frau Christina die Geburt an.

Er wollte zu ihr eilen, als etwas Merkwürdiges seine Aufmerksamkeit fesselte. Durchs kahle Lindengeäst schien vom Nachthimmel ein gleißend helles Licht auf ihn herab. Nils Linnaeus stockte der Atem. War das ein Zeichen? Ja! Und was für ein Zeichen! Das Licht war ein Fingerzeig Gottes, der ihn, seinen Diener Nils Linnaeus, auf die Bestimmung des neugeborenen Sohnes hinwies.

Wenn es denn hoffentlich ein Sohn war.

Nils humpelte in die Hütte, wo er das Bündel inspizierte, das sich in den Armen der Hebamme rekelte. Ja – es war ein Sohn!

«Der Kleine muss Priester werden», rief Nils. «Ein Priester, wie ich einer bin. Ich werde ihn unterrichten.»

Seine Frau Christina war erschöpft von den Anstrengungen der Entbindung. Sie blickte ihren Mann an und erwiderte: «Aber noch nicht heute.»

Nils hörte ihr nicht zu. «Soeben ist mir die Lichtgestalt der Jungfrau Maria erschienen – genau in dem Moment, als der Junge zur Welt kam. Ich habe die Jungfrau gesehen und sie summen gehört. Ganz deutlich. So klang das.» Er breitete die Arme aus und ließ die vibrierenden Stimmbänder kehlige Laute produzieren.

Christina dachte: Das Zeug, das er aus den Tartuffelknollen brennt, bekommt ihm nicht. «Natürlich wird er Priester, was sonst», sagte sie. «Aber mit dem Unterricht wirst du eine Weile warten müssen. Ich muss mich ausruhen, der Kleine auch. Für den ist so eine Geburt auch nicht alltäglich.»

Nils Linnaeus betrachtete den Säugling. «Ein prächtiger Bursche ist das», murmelte er. «Ganz der Vater. Einen Namen habe ich auch für ihn: Er soll Carl heißen. Carl! Wie König Carl!»

König Carl XII. trug in jenen Jahren die blaugelbe Fahne und den Stolz der schwedischen Nation durch Europa. Die Dänen hatte er besiegt, Zar Peters russische Armee bei Narwa geschlagen, Russen und Sachsen bei Düna überrannt und vertrieben, in Polen Krakau und Warschau erobert und den Sachsen bei Klissow in den Hintern getreten. Einem sächsischen Kurfürsten hatte er in Altranstädt einen Friedensvertrag aufs Auge gedrückt, und einen livländischen Aristokraten, der diesen ganzen Krieg angezettelt hatte, hatte Carl in vollendeter Hinrichtungskunst erst rädern, dann in vier Teile reißen lassen.

«Ja, so ein Rex ist unser König», sinnierte Nils Linnaeus, «und auch aus der linnaeischen Hütte im småländischen Forst wird dereinst ein großer Carl heraustreten.»

Christina nickte müde und verschenkte alle von ihr während der Schwangerschaft gehäkelt und genähten Mädchenkleidchen an die Hebamme.

Ach, ein Töchterchen wäre fein gewesen, dachte Christina und schlief ein.

Bald nach Carls Geburt starb Christinas Vater, der Pfarrer Samuel Broderson. Er hatte im Nachbarort Stenbrohult am See Möckeln den Gottesdienst gehalten. Nach Brodersons Tod war

die Pfarrstelle vakant und mit Schwiegersohn Nils Linnaeus schnell ein Nachfolger gefunden.

Die Familie siedelte von Råshult nach Stenbrohult über und bezog das Pfarrhaus, zu dem ein größerer Garten gehörte. Dorthin nahm Nils Linnaeus seine in Råshult gepflanzten Sträucher, Büsche, Blumen und Obst- und Gemüsepflanzen mit. Was man hatte, das hatte man, vor allem die Tartuffeln. Christina konnte den Knollen nichts abgewinnen. Sie war überzeugt, dass ihr Mann diese Knollen gar nicht zum Essen anbaute, sondern ausschließlich, um daraus dieses Getränk zu brennen.

Die Familie richtete sich in Stenbrohult ein. Christina nähte neue Mädchenkleider. Vielleicht hatte sie mehr Glück bei einem zweiten Kind. Mädchen waren schließlich nützlicher als Knaben. Sie halfen im Haushalt, beim Putzen, Kochen und Wäschewaschen, auch waren sie zahmer und weniger versoffen. Von ihrem Ehemann forderte Christina, dass er sein Bestes gab und sie mit einem Mädchen schwängerte.

Und Nils gab sich auch wirklich Mühe bei der Erfüllung seiner ehelichen Pflichten. Nebenher predigte er in der Kirche, arbeitete in der Landwirtschaft, pflegte seinen Garten. Vor allem konzentrierte er sich darauf, den Erstgeborenen auf seine Bestimmung vorzubereiten. Ein Knabe, dem durch göttliche Vorsehung das Priesteramt in die Wiege gelegt worden war, konnte nicht früh genug mit dem Lernen anfangen.

Carlchen übte sich gerade erst im aufrechten Gang, als der Vater mit dem Unterricht loslegte. Er trichterte seinem Sohn die theologischen Grundkenntnisse anhand großer und kleiner Propheten ein. Bei jeder Gelegenheit, etwa nachdem Nils Linnaeus abgekämpft vom Liebesspiel mit Christina aus dem ehelichen Bettlager kroch, rief er Carl zu sich und betete ihm die Namen vor – von Stammvater Abraham bis Zacharias, dem Sohn Berechjas und Enkel Iddos.

Carl musste nachsprechen: A-bra-ham ... Za-cha-ri-as ... Berech-jas. Häufig vernuschelte er dabei eine Silbe, weil seine Sprachfähigkeit noch nicht ausgereift war. Der Vater vermutete hinter der undeutlichen Aussprache jedoch ein mangelndes theologisches Interesse, wenn nicht gar kindlichen Trotz.

«Es bereitet mir keine Freude, dich zu züchtigen, mein Sohn», sagte Nils. «Vielmehr bereitet es mir selbst große Schmerzen. Aber was sein muss, muss sein.» Dann prügelte er mit der Weidenrute jede gottesfürchtige Silbe auf den Po des Bübchens. «Was kann so schwer sein an Manaën und Maleachi?»

«Ma-nä-ä-ä und Malatschie», wimmerte Carl.

Und die Rute klatschte: Ma-na-ën und Ma-le-a-chi.

Carlchen heulte Rotz und Wasser. Doch der Vater ließ sich nicht erweichen. Oft endete der Unterricht erst, wenn Christina ihn in die Schlafkammer befahl. Dann legte Nils die Rute weg, wischte sich übers erhitzte Gesicht und trollte sich. Gleich darauf stieß Mutter spitze Schreie aus, und da wusste Carl, dass er ein wenig Ruhe vor den Propheten hatte. Obwohl Carl keine

Ahnung hatte, was es mit den Schreien auf sich hatte, wurde das weibliche Luststöhnen seine Erlösung. Aber die Pausen waren meist von kurzer Dauer. Daher reifte Carls Entschluss, eine Strategie gegen den Prophetenunterricht zu entwickeln. Tatsächlich half ihm ein glücklicher Zufall, der Weidenrute vorübergehend zu entkommen.

Als Vater eines Tages aus der Schlafkammer wankte – das Haar verwuschelt, das Hemd hing ihm aus der Hose –, floh Carl in den Garten. Erst nach langer Suche spürte der Vater ihn auf. Carl kauerte zwischen verwachsenen Sträuchern am Boden. Schnell zeigte er auf ein Gewächs und sagte: «Lein.» Dann zeigte er auf einen Baum und sagte: «Baum.» Und auf die Rute in Vaters Hand: «Weide.»

Nils Linnaeus ließ die Rute sinken und verkündete, wenn Carlchen sich diese Namen auf Latein merke, verlege man den Unterricht vorerst von den Propheten aufs Pflanzliche. Der Wechsel des Lehrplans kam gerade rechtzeitig, denn mit einem Mal rief die Mutter ihren Ehemann nicht mehr in die Schlafkammer. Ihr Bauch wurde dick und rund – und das bedeutete, dass der Vater wieder mehr Zeit zum Unterrichten hatte.

Bald darauf schrie ein neues Wesen in der Schlafkammer. Es war aus Mutters Bauch gekommen und zu ihrer hellen Freude ein Mädchen, dem sie den Namen Anna-Maria gab.

Inzwischen hatte Carl immer mehr Gefallen an der Pflanzenwelt gefunden. Munter plapperte er die Namen von allerhand Gewächsen nach. Es fiel ihm bemerkenswert leicht,

Dinge zu benennen, die er sehen und anfassen konnte, wie die Eibe tax-us, den Hornstrauch cor-nus oder die Kastanie cas-ta-ne-a.

So vergingen die Jahre in Stenbrohult, und bald betete Carl die Namen der Pflanzen aus dem Pfarrgarten schneller herunter als das Vaterunser.

Währenddessen kam seinem Namensvetter, dem schwedischen König, im Ausland das Kriegsglück abhanden. Carl XII. musste eine Niederlage nach der anderen einstecken. Bei Lesnaja verlor er eine Schlacht gegen russische Truppen. In der Ukraine wurde er verwundet und musste tatenlos mit ansehen, wie seine Mannen bei Poltawa von den Russen niedergemetzelt wurden. Als der König ins Osmanische Reich floh und der Niedergang des schwedischen Heeres nicht mehr aufzuhalten schien, überlegte Nils Linnaeus im fernen Stenbrohult ernsthaft, seinem Sohn einen anderen Namen zu geben.

Er tat es nicht. Stattdessen freute er sich über die botanischen Fortschritte des Jungen. Im Garten des Pfarrhofs teilte Nils ihm ein eigenes Beet zu, das Carlchen nach Belieben bepflanzen durfte. «Ein richtiger Blumist ist er, mein Filius», lobte der Vater.

Carl schwoll vor Stolz die schmale Brust. Er nahm den Vater beim Wort und unternahm Streifzüge in die Umgebung, wo er mit Händen und Schaufel alles aus dem Erdreich buddelte, was sich wegtragen ließ. Kleine Bäume, Büsche, Kräuter, Sträucher, Moose und Flechten schleppte er auf den Pfarrhof und pflanzte

die Gewächse in sein Beet. Bald wucherten darin Unmengen unspezifischer Unkräuter. Sie breiteten sich aus und schoben ihre Ausläufer zwischen Vaters Primeln, Tulpen und Rosen und rankten an Gebüsch und Stauden empor. Die Unkräuter griffen auch auf das Herzstück des Pfarrgartens über: ein rundes, vom Vater liebevoll gepflegtes Hochbeet, auf dem die darauf arrangierten Sträucher, Blumen und Kräuter einen Tisch mit verschiedenen Speisen und Gästen darstellten.

Carl staunte über das Streben der Natur, sich der von Vaterhand geschaffenen Ordnung zu widersetzen. Mit großer Freude brachten die Gewächse alles durcheinander, was der Vater mit Winkelmaß und Lot in Reih und Glied fügte.

Nils Linnaeus teilte die Begeisterung seines Sohnes für das wuchernde Unkraut nicht. Nach langer Zeit kramte er die Weidenrute wieder hervor, und auf Carls Hosenboden setzte es Hiebe, bis die Rute zerbrach.

Carl schniefte und schluckte Tränen herunter. Zu seiner Verteidigung argumentierte er, Gott habe doch alle Pflanzen lieb, auch die, die wuchsen, wie sie wollten.

«Aber nicht so 'n verdammtes Unkraut», schimpfte der Vater und schnitzte eine neue Rute.

Eines Tages erzählte der Vater Carl die Geschichte von einer Göttin. Sie saßen auf der Holzbank in dem vom Unkraut befreiten Garten. Es blühte und duftete, es summte und brummte. In den Sonnenstrahlen tanzten Insekten.

Nils Linnaeus trank von seinem Getränk, das er irgendwo im Wald in einer geheimen Hütte aus Tartuffelknollen herstellte. Mit den Knollen aus der Neuen Welt hatte es Ende des vergangenen Jahrhunderts auch in Schweden erste zaghafte Versuche eines wirtschaftlichen Anbaus gegeben, die aber bald wieder eingestellt worden waren. Daher nahm Nils Linnaeus für sich in Anspruch, die Bedeutung dieser Knollen frühzeitig und als einer der Ersten erkannt zu haben – zum Essen, aber vor allem, um daraus sein berauschendes Getränk zu brennen. Niemand außer ihm durfte es kosten. Er nannte den Trank seine *Medizin*, sie helfe ihm gegen Hunger und Kälte, auch heile sie Verdauungsprobleme und Trübsinn.

Bisweilen heilte sie ihn tatsächlich, zumindest vorübergehend. Wenn er die Medizin trank – in letzter Zeit trank er reichlich davon –, wurde er heiter, sogar richtig lustig, bald darauf aber grau im Gesicht und seine Stimme undeutlich. Manchmal schlief er im Sitzen ein und fiel vom Stuhl.

Als der Vater an diesem Tag von der Göttin erzählte, war sein Blick noch klar, seine Stimme aber schon belegt. Etwas zu laut rief er: «Die Göttin ist das schönste Wesen auf Gottes Erden. Ihrem Ehemann ist sie immer treu gewesen, obwohl der Idiot in der Weltgeschichte herumreiste. Alle Freier hat die Göttin abgewiesen. Sie behauptete einfach, sie müsse ein Leichentuch weben.» Nils überlegte und fuhr fort: «Irgendwann und aus irgendeinem Grund, der mir entfallen ist, verschwand die Göttin dann unter der Erde. Seither webt sie da

unten in den Wintermonaten alle Pflanzen, die im Frühling aus dem Erdreich sprießen.»

Der letzte Teil der Erzählung war kaum zu verstehen, der Becher fast leer, und der Vater schloss die Augen.

Carl stieß ihn an. «Wie ist denn ihr Name?»

Der Vater fuhr hoch. «Hm, was? Der Name? Welcher Name?»

«Der Name der Göttin.»

«Göttin?» Der Vater rülpste und blickte irgendwohin, dann sagte er: «Ich rufe dich, Nemesis, göttlich waltende Königin! Allsehende, du überschaust der vielstämmigen Sterblichen Leben. Dein ist der Menschen Gericht. Ja, du Nemesis, du Göttin des gerechten Zorns. Amen.»

Der Vater schien in sich hineinzuhorchen, als spüre er den Worten seiner rätselhaften Dichtkunst nach. «Das könnte man mal in 'ne Predigt einbauen», murmelte er, bevor ihm das Kinn auf die Brust sank und er zu schnarchen begann.

Carl hatte nicht mal die Hälfte der Geschichte begriffen. Ein Detail aber setzte sich in seinem Gedächtnis fest: Diese Göttin, diese rächende, treue Weberin der Pflanzenpracht, musste das herrlichste Geschöpf der Welt sein, und Carl musste sie finden. Sie finden – und sie besitzen, die Ne-me-sis; ganz allein seine Göttin musste sie sein.

Und tatsächlich sollte es gar nicht mehr so lange dauern, bis er ihr begegnete.